

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen
Permanenten Schulausstellung
Band: 17 (1896)
Heft: 1

Artikel: Pestalozzi-Reliquien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir ehren in ihm den Pädagogen, der allen Unterricht an den Gang der Natur gebunden; der der Schule die Pflicht erziehender Menschenbildung in die Erinnerung zurückgerufen und das Narrenholz aus ihr verbannt hat; der ihr die Aufgabe stellte, fürs Leben zu bilden und nicht für totes Wissen; der sie zum Organ allgemeiner Menschenbildung ohne Unterschied der Stände gemacht; und der, wie er dadurch der Vater der allgemeinen Volksschule geworden, insbesondere auch die Fürsorge für die leiblich und geistig zurückstehenden und verwahrlosten Kinder als ein Gebot der Menschlichkeit der Menschheit ans Herz gelegt hat.

Wir ehren aber in Pestalozzi vor allem aus den Menschen, in welchem das rein Menschliche durch die Not seines zertretenen Daseins zu voller Läuterung gelangte, der mit grauen Haaren noch ein Kind war, menschlich liebte, zürnte und wieder vergab, menschlich irrte und wieder sich aufrichtete, fröhlich war mit den Fröhlichen und trauerte mit den Trauernden, der aber auch mit grauen Haaren noch sich nicht zu alt fühlte, der Menschheit von unten auf zu dienen; der es nicht zu gering achtete, mit armen Kindern als ein Bettler zu leben, um sie wie Menschen leben zu machen; der in der Reinheit seines kindlichen Sinnes die Menschen an die Menschen wieder glauben lehrte, wie er selbst diesen Glauben auch im Zusammenbruch seiner äussern Unternehmungen nie verlor; und der darum an sich selbst verwirklicht hat, was er in seinem Briefe an Stapfer bekannte: „Die Liebe hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.“

Darum feiern wir Pestalozzi. Wir freuen uns, ihn zu feiern. Er sei uns Vorbild!

Pestalozzi-Reliquien. ¹⁾

1.

Pestalozzis Memorial an den Grossherzog Leopold von Toscana.

Manuskript in der Handschrift der Frau Pestalozzi, 8 Folioseiten. Die Korrekturen sind teilweise von Pestalozzis eigener Hand. Die Schlussformel mit der Unterschrift fehlt. Von dritter Hand ist auf der Rückseite geschrieben: „Korrespondenz mit dem Grossherzog von Toskana 1786.“

Pestalozzis brieflicher Verkehr mit Grossherzog Leopold, dem spätern Kaiser Leopold II. († 1792) ist von Pestalozzi selbst im Schwanengesang erwähnt: „Diese

¹⁾ Diese Aktenstücke sind zumeist dem Nachlass Niederers, der von seiner Witwe der zürcherischen Stadtbibliothek übergeben wurde, entnommen. Niederer war von Pestalozzi in der Zeit, da das Institut von Burgdorf nach Münchenbuchsee und Iferten übersiedelte, zu seinem Biographen designirt worden; im Auftrag und mit Hilfe Pestalozzis hat er in den folgenden Jahren Materialien zu der Lebensgeschichte Pestalozzis gesammelt; diese selbst freilich ist nicht zu stande gekommen.

Hoffnungen (die durch den Briefwechsel mit Zinzendorf in P. erregt worden) steigerten sich in mir etwas später im höchsten Grad, als ich mit dem Grafen von Hohenwart in Florenz, und durch ihn mit dem Grossherzog Leopold, nachherigem römischen Kaiser, bekannt wurde. Dieser nahm ein ganz ausserordentliches Interesse an meinen Ansichten für die Volksbildung und selber an den in meiner Hand und auf meinem Gut gescheiterten Versuchen. Meine Briefe wurden auf seinen Befehl immediat an S. K. K. Hoheit selbst adressirt und regelmässig vom Herrn Grafen von Hohenwart an mich beantwortet. Meine Aussichten zu einer praktischen Anstellung für meine Zwecke waren gross und schienen mir nicht mehr zu fehlen. Ich sollte eben meinen definitiven Plan der Ausführung einer Anstalt nach meinen Ansichten an den Grossherzog einsenden, als das Schicksal ihn auf den kaiserlichen Tron versetzte, womit dieses Verhältnis seine Endschaft erreichte.“

Der Briefwechsel Pestalozzis mit Zinzendorf beginnt 1783; also kann der Anfang der Korrespondenz mit Leopold ganz wohl in die Mitte der Achtzigerjahre fallen und die Datirung dieses Memorials ins Jahr 1786 richtig sein. Die Gedanken sind durchaus denjenigen entsprechend, die wir in den beiden letzten Teilen von „Lienhard und Gertrud“ (1785—1787) vorfinden: Organisation der bürgerlichen Bildung (Zivilbildung) durch die Regierung unter Mitwirkung des Adels (Arner), der Geistlichkeit (Pfarrer Ernst) und der Industrie (Baumwollenmeyer) zum Zweck der Volkserziehung zu einer einheitlichen und nationalökonomisch richtigen Lebensführung. Aber noch mehr als in „Lienhard und Gertrud“ treten hier die Ideen des Staatsdespotismus, wie sie den Fürsten der Aufklärung ebensowohl als den Jakobinern in der französischen Revolution vorschwebten, in den Vordergrund; es ist eine durch Staatsgewalt eingesetzte Dressur zum Völkerglück, die Pestalozzis Plane zu Grunde liegt.

Es ist nur eine Modifikation in der Bestimmung des Zieles, die später Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“ bewogen hat, den Plan zu einer Kollektiv-erziehung der Jugend durch den Staat zu entwerfen und damit auf platonische Ideale zurückzugreifen. Dieses Memorial gibt den Schlüssel dafür, wie Fichte durch seinen Verkehr mit Pestalozzi in den Neunzigerjahren nachher dazu kommen konnte, eine solche Staatserziehung an Pestalozzis Erziehungsgrundsätze, mit denen sie sonst in diametralem Gegensatze zu stehen scheint, anzuschliessen.

Wenn es das Äusserste meiner Wünsche übertroffen, Euer Königlichen Hoheit meine Gedanken über die Fundamente der Volksaufklärung vorlegen zu dürfen, so hat es in eben dem Grad das Gefühl meiner Schwäche rege gemacht. Ich kann mit Wahrheit sagen, ich konnte nie weniger schreiben, — aber ich will keine Worte verlieren, und mit Dank und Ehrfurcht tun, was I. K. Hoheit mir erlauben.

Nach meinem Urtheil, Erhabenster Fürst! ist es der Mangel an Zivilbildung, was den wesentlichen Bedürfnissen einer wahrhaft guten Volksaufklärung in unseren Zeiten vorzüglich im Wege steht. Unsere Aufklärung wird nicht genügsam mit Ausbildung von denjenigen Fertigkeiten, die uns zur Äufnung unsers häuslichen und bürgerlichen Wohlstands notwendig sind, gepaaret. Die Menschen werden je länger je weniger dazu gebildet, in ihren Einzelverhältnissen diejenigen gemässigten, sichern

und mühsamen Vorsritte zu tun, durch welche es in der bürgerlichen Ordnung im allgemeinen allein möglich ist, in seinem Wohlstand real vorzurücken. —

Das väterliche Erbe und die Verdienste der Vordern werden im Angesicht unserer Erleuchtung immer von mehr Menschen zu grunde gerichtet, und doch ist das Zugrunderichten der Mittel, seinen bürgerlichen Zustand unerniedrigt zu erhalten und seine Pflichten gegen seine Nachkommenschaft erfüllen zu können, das eigentliche Grund-, Quell- und Urverbrechen des gesellschaftlichen Lebens. — Und alle andern sind in dieser Rücksicht bloss als Folgverbrechen, die durch das Einreissen des Erstern vermöge unserer Natur in den meisten Fällen so viel als notwendig gemacht werden, anzusehen.

Sie selbst, diese Aufklärung der Zeit, machet unser Naturgefühl fast ungemässigt in uns rege und sorget wenigstens nicht mit auffallendem Erfolg für die Bildung unserer Kräfte sie zu befriedigen; und es ist gewiss, dass diese von ihr in uns reg gemachten Naturgefühle, sowie die mit ihnen und von ihr ebenfalls nicht weniger ungemässigt entwickelten, immer mehr steigenden Freiheitsbegriffe ganz gewiss nicht auf das Fundament von Erwerbskräften gebauet werden, ohne welche der Mensch nicht einmal seine Bedürfnisse befriedigen, will geschweigen, sich zu einem grossen Grad bürgerlicher Freiheit erheben, oder gar den Naturgelüsten den Zügel schiessen lassen kann; — und durch diesen Mangel von den Fundamenten unserer Aufklärung, schwindet wahrlich das Beste, was die bürgerliche Verfassung unserm Geschlecht erteilen kann, vielseitig weg.

Selbst die öffentliche Gerechtigkeit kann, ohne auf dem Fundament einer guten Zivilbildung, keinen soliden Fuss finden. Wo immer mehrere Familienväter in Unordnung kommen und immer mehr Kinder ungezogen und verwildert aufwachsen, da liegt wahrlich dem Bürger, der Witwe und dem Waislein — und auch dem Staat — nicht mehr alles daran, ob die Schuhschnallen der Leute auf den Strassen vor den Dieben wohl gesichert seien, — wo tausend und tausend Menschen aus Mangel bürgerlicher Bildung keines bürgerlichen Verdiensts, keines ordnungsmässigen Erwerbs fähig, dann aus Not gedrungen, durch den Drang ihrer Bedürfnisse und ihrer Natur selber so viel als gezwungen, die Schranken der Gesetze, die eine bessere Zivilbildung voraussetzen, übertreten — da liegt wahrlich nicht mehr alles daran, nach welcher Form und Ordnung das Schwert über diese Unglücklichen gezückt wird.

Die Lücke ist auffallend. Beim Militär ist der General der zweckmässigen Bildung des letzten Mannes bei der Armee sicher; aber im

Zivilstand kennt der Staat den Mann nicht, der die Säulen des Landes bauet, und den nicht, der sie untergräbt.

Und doch ruhet die ganze Weisheit der Gesetzgebung auf diesem Grundsatz, dass der Zustand des Volkes nicht unsicher sei, im Gegenteil, dass seine innerste Stimmung sowie seine äussere Lage ein so viel als notwendiges Resultat des Einflusses derselben auf die einzelnen Mitglieder des Staats sei.

Auch scheinen alle Gesetzgebungen der Alten ihre Endzwecke durch ihre Zivilbildung erzielet zu haben; sie sind zu grunde gegangen, aber sie haben grosse Dinge getan. Unter denselben hat sich China durch diese Zivilbildung wie ein ewiger Fels in tausendmal verwüsteten Fluren erhalten; unter den Neuern haben England und Holland durch den Vorschritt derselben die Reichtümer des Erdballs an sich gerissen — und Rom hat sich, indem es sich in die Zivilbildung aller Staaten hineinmischte, dadurch beinahe der Welt und aller ihrer Kronen bemächtigt. Unser Zeitalter sollte uns, bei dem Vorschritt unserer Kenntnisse, unserer Menschlichkeit und unsers Wohlstandes eine solche Zivilbildung in einem ausgedehnteren Sinn bescheren, als sie je ein Volk der Erde genossen — es fehlt viel, dass wir hier seien.

Eine ihrer Bestimmung genugtuende Zivilbildung müsste:

1. die innere Stimmung des Nationalgeistes mit den Forderungen der Gesetzgebung, den Bedürfnissen des Staates und denjenigen seiner Mitglieder in Übereinstimmung bringen;
2. die Ausbildung derjenigen Fertigkeiten, ohne welche der Bürger den Forderungen der Gesetze und den Bedürfnissen seiner Lage nicht genug tun kann, dem Staat allgemein versichern.

Das Innere dieser Bildung ist die Kunst, das Staatsinteresse zum Interesse des Bürgers zu machen; das Äussere derselben ist die Ausbildung der Fertigkeiten der einzelnen Bürger, diesem also bestimmten Privatinteresse gemäss zu handeln.

Das Werk ist vollendet, wenn der Gesetzgeber des Erfolges seiner diesfälligen Bildung auf den einzelnen Mann im Land so sicher ist, als der General bei der Armee.

Unsere Voreltern genossen durch ihre Kirchen-Disziplin einen wesentlichen Teil dieser Bildung. Das Christentum ist der Ausbildung der Überwindungskräfte, die zu einer weisen Unterwerfung unter sittliche und bürgerliche Notwendigkeit, das ist zum Wesen einer wahren Zivilbildung erfordert werden, sehr günstig; Bischöfe und Reformatoren haben durch dasselbe vielfältig den Mangel des Staatseinflusses auf diese Zivilbildung der Menschen ersetzt; über das machte unsern Voreltern

die Einfachheit ihrer Umstände und der darauf ruhende Zwang ihrer Lage den Mangel einer solchen gesetzlichen Zivilbildung minder schädlich; das Geld war selten, die Not des Berufszwangs stark und allgemein, und dieser ist der eigentliche Naturzwang der bürgerlichen Bildung.

Aber wir sind nicht mehr da. Die Disziplin des Christentums geht dahin, und das, was uns dieselbe in Rücksicht auf die wesentlichen Bedürfnisse der Zivilbildung ersetzen sollte, ist uns noch nicht gegeben. — Indessen streben die Menschen immer allgemeiner nach unverdientem Genuss und trotzen in diesem Taumel immer mehr selbst den Naturgesetzen des Broterwerbs und des Zwangs der Berufe.

Die immer stärkere Vermischung aller Stände, die immer wachsenden Reize für einen unverhältnismässigen Aufwand, und die dabei ebenso mmer steigenden Erfordernisse der Kunstausbildung, die es braucht, bloss um Brot zu verdienen, wiederum die in eben dem Grade allgemein immer drückender werdenden Folgen des Mangels einer solchen Ausbildung — das alles zeigt unstreitig das Bedürfnis eines zu erneuernden Einflusses der Gesetzgebung auf die Zivilbildung der Menschen sowohl, als die Schwierigkeiten, die in den Umständen der Zeit dagegen liegen, in seinem wahren Licht; aber dann ist auch wieder in eben diesen Zeitumständen vieles, das den Gedanken begünstigt: die meisten Regierungen Europens fühlen das Bedürfnis einer solchen Zivilbildung; die steigende Neigung der Höfe, die Lasten des Volkes zu erleichtern, der Vorschrift aller Kabinette in Ordnung, Regelmässigkeit, Kalkulationsgeist, die steigende Kenntnis richtiger Finanzgrundsätze, und endlich das allgemeine Einlenken aller Staaten nach Handlung und Industrie, und überhaupt nach Endzwecken, die unmöglich ohne feste Zivilbildung erreicht werden können, — das alles zeigt, dass Europa sich allgemein wie von sich selber gegen diesen Gedanken hinlenke. — Ihn auszuführen, würde erfordern, dass der Staat alles, was zur Anbahnung einer solchen Volksbildung schon da ist, unter einem die Bedürfnisse des Gegenstandes umfassenden Gesichtspunkt vereinigt, in Harmonie zu bringen und also zu gebrauchen suchen müsste. Er müsste vom Bischof hinab bis auf den letzten Dorfschulmeister feste und gesetzlich zu verantwortende Aufmerksamkeit auf den Gegenstand dieser Volksbildung, und dieses in Rücksicht auf den ausgedehnten Sinn aller seiner Bedürfnisse fordern — und er darf's — er darf vom ersten bis zum letzten fordern, dass das Kind, so getauft wird, auch lerne Brot verdienen, er darf von ihnen Register des Erwerbs und des häuslichen Zustandes ihrer Leute so gut fordern, als Tauf- und Sterb-Register.

Auch von den Edelleuten müsste er eben die gesetzlich zu verantwortende Aufmerksamkeit auf den Detail des Volkes bis auf die letzte Hütte ihrer Lehen fordern. Er kann den Edlen keine grössere Wohltat erweisen, da ihr Zustand im allgemeinen immer mehr von ihrer Aufmerksamkeit auf die letzte Hütte ihrer Lehen abhängig wird. Dennoch müsste der Staat zur Sicherheit der Erzielung dieses Zweckes [für] Bischof und Vasallen die Gnaden des Trones an diese Aufmerksamkeit auf das Volk binden. Ebenso müsste er den Kunstfleiss des Landes in allen seinen Teilen zum Endzweck dieser Ausbildung benützen. Es ist nicht schwer; die Industrie ist am Faden der Prozente in jeden Winkel der Erde zu locken, und sie ist zur Zivilbildung der Menschheit unendlich brauchbar.

Auf dieser Bahn, nämlich durch die hiezu vereinigt gebrauchten Kanäle der Bischöfe, der Edlen und der Industrie, kann der Staat dahin kommen, auch den letzten Mann des Reiches zu dem vorzüglichsten Endzweck einer wahren Zivilbildung, zur häuslichen Weisheit und durch dieselbe zur Verbesserung seiner Umstände emporzuheben.

Aber bei Koalitions-Mesuren von dieser Natur musste der Staat aller Verwirrung im Geist der Stände mit Sorgfalt vorbeugen, der Bischof muss bei seinem Einfluss auf den Erwerb der Menschen nicht Kaufmann werden, und vom Kaufmann erwarte man, wie ihn der Staat immer zur Volksbildung gebrauche, nicht, dass er selber Volksverbesserer werde; man lasse den erstern das Heilige der Seelsorge in der innersten Stimmung auch des niedersten Priesters nicht entweihen, und ebenso lasse man den letztern sein Geschäft tun und seinen Vorteil suchen, aber man benutze auf seiner Seite ihn hinwieder — und wende alle Stärke des Regierungseinflusses an, das Volk dahin zu bringen, dass es das Geld, das der Kaufmann ihm darwirft, zu realer Verbesserung seiner Umstände gebrauchen lerne; denn von sich selber wird es das nicht tun; man sei also auf jeden Winkel des Reichs, wo Kaufmannsgeld hinfließt, äusserst aufmerksam; man versäume keinen möglichen Anlass, wodurch man auf solchen Plätzen nach den Endzwecken einer guten Zivilbildung auf das Volk wirksam werden kanu, und dann wache man von Staats wegen auf solchen Plätzen besonders auf die Handlungen des Interesse der Menschen aus allen Klassen; man gebe das Volk niemand, wer es auch sei, zu einer so viel als unbedingten Disposition preis, und der Staat stelle sich sicher, dass auch die niedersten Volksklassen von niemand in einen beschränkteren und gehemmtteren Zustand versetzt und darin erhalten werden, als es nach den allgemeinen Erfordernissen des Staates für ihren Stand und für ihre Umstände notwendig ist.

Je grösser die Unabhängigkeit des Menschen in allen Stücken ausser ihrem Dienst gemacht und je mehr und allgemeiner ihnen eine so bestimmte Unabhängigkeit gesetzlich versichert wird, je mehr wird es möglich sein, durch die Anbahnung einer weisen Zivilbildung in der Vervollkommnung des bürgerlichen Zustands der Menschheit weiter zu rücken, als wir sind; aber dahin zu gelangen, müsste bei aller Ausdehnung des innern Umfangs dieses Plans die grösste Einfachheit in dem äussern Gang seiner Ausführung statthaben; tausend und tausend Menschen müssten denselben bloss dadurch, dass sie wie von selbst in ihrem häuslichen Zustand in eine bessere Ordnung kommen und einen Schritt weiter rücken würden, befördern; aber dieses Weiterrücken der Menge muss einen Mittelpunkt haben, von dem sein Geist mit fester, sicherer, aber zugleich stiller, geräuschleerer und unsichtbarer Kraft ausgeht und wirkt. Der Staat muss eine Menge Menschen für diesen Endzweck blind brauchen und nichts von ihnen erwarten, als dass sie an ihrem Platz das einzelne Manöver, für welches sie hingestellt sind, sicher und richtig machen, seien sie anderweitig voller Vorurteile; am Detail der Zivilbildung angestellt, ahnet ihnen nicht, was man sie zur Beförderung der Volksaufklärung beitragen macht. Beschränkte Menschen waren von jeher die besten Unterarbeiter; über das ist gegen Vorurteile nichts Besseres, als die Menschen, die sie haben, mit etwas zu beschäftigen, das sie können.

Ein Seminarium der Industrie ist das erste, das ein Staat, der gegen diese Endzwecke hinlenkt, notwendig hat. Die obern und untern Werkzeuge der Zivilbildung, vom Präsidenten im Staatsrat bis zum Dorfpfarrherrn hinab, können weder spinnen, noch weben, noch pflügen, noch säen, und wissen von allem dem, worauf der häusliche Wohlstand des Volks eigentlich ruhet, so viel als nichts; man muss ihnen zu diesem Endzweck Leute an die Hand geben, die in dieser Rücksicht zur Vollkommenheit ausgebildet sind, und dieses ist durch berührte Anstalt zu erzielen.

Erhabener Fürst! Es ist ein Geist der Industrie, der allmächtig wirkt, wenn er gefunden ist und festgehalten wird. Er muss in dieser Schule herrschen; sie muss, über das Beschränkte einer Arbeitsschule erhaben, ihre Zöglinge mit dem Geist des Kunstfleisses bekannt und das Gefühl des Übergewichts in ihnen rege machen, welches ausgebildete Erwerbskräfte den Menschen auf der ganzen Erde über ihre hierin zurückstehenden Mitgeschöpfe erteilen; sie muss Fächer der Industrie für sie wählen, die als Fundamentalfächer derselben anzusehen, in denen sie den Kopf und die Hand ihrer Lehrlinge zugleich zu mehrern, aber

einen kleinern Grad der Kunst erfordernden Unterarbeiten so viel als zum voraus tüchtig machen. Sie muss, tief in die Umstände der niedern Menschheit eindringend, die Vereinigungspunkte der Haushaltungskunst, des Fabrikdienstes und des Feldbaues erforschen und die Ausbildung ihrer Seminaristen dem Resultat dieser Nachforschungen mit Festigkeit unterwerfen. Es muss bei allen Arbeiten in jeder Rücksicht, bis auf die Haltung des Körpers hinab, eine genaue Prüfung der Vorteile und Nachteile und eine militärische Sicherheit für die Ausübung des gut befundenen statthaben. Man muss unter den ärmsten Kindern die gedrücktsten zu dieser Schule aussuchen, und der Druck ihrer Lage muss nur nach dem Mass, mit welchem sie selbst durch gebildete Erwerbskräfte sich von denselben erretten, ganz gehoben werden. Ihr Unterricht und ihre Lebensart müssen höchst einfach und sparsam sein; es muss in aller Rücksicht sehr viel Aufmerksamkeit aufs Geld und alles, was einen Geldwert hat, in dieser Schule statthaben; ihr Geist muss ganz in allen Teilen, durchstudirte Nachahmung der Privatführung, der weisesten Haushaltungskunst und Berufsbildung sein, aber mehr als alles: hüte man sich vor jedem Gebrauch unreifer Früchte; man lasse sich endlich von der Last der Erfahrung belehren, dass die Treibhäuser der Menschheit nichts wert sind; das Beste einer Pflanzschule ist das Reifen des Samens, unreifer ist der Tod des Feldbaues, und unreife, nur halb gebildete Menschen das Grab aller grossen gesetzgeberischen Endzwecke. Die einzige Möglichkeit mit einer wahrhaft guten Zivilbildung vorzurücken, ruhet auf dem festen Zurückhalten eines jeden Schrittes, bis der Augenblick seiner Reife da ist. Der Gesetzgeber, dem die Anbahnung eines solchen Plans gelingen soll, muss jahrelang handeln, wie wenn er ihn nicht wünschte.

Das sind, Erhabener Fürst! einige Züge derjenigen Mesuren, welche ein Staat ergreifen müsste, eine Zivilbildung anzubahnen, welche sein Volk mit Zeit und Jahren allgemein dahin erheben könnte, dass seine innere Stimmung sowohl als seine äussere Lage ein notwendiges Resultat gesetzlicher Einrichtungen zur Bildung der einzelnen Mitglieder desselben sein müssten.

Erhabener Fürst! Das allgemeine Vorbiegungsmittel gegen alle Verbrechen vereinigt sich in dem Mittelpunkt einer dem Staat genugtuenden Zivilbildung, und alle Fundamente der bürgerlichen Tugend und des bürgerlichen Verdiensts ruhen auf ihr. Ohne sie ist keine Möglichkeit, jemals die Gerechtigkeit und die Finanz auf einen die menschliche Natur ganz respektirenden Fuss auszuüben; ohne sie bleiben wir, wo wir sind; durch sie aber will ich Hollands gebildeten Fleiss in Kosaken-

hütten bringen, und mit Hollands gebildetem Fleiss in Kosakenwüsten, kann ihr Fürst — ist es zu viel, wenn ich sage, die Welt verändern?

Erhabener Fürst! Es blendet mich selbst, ich fürchte zu viel gesagt zu haben, aber wenn ich zurücksehe und finde, dass alle Mittel, die zur Anbahnung dieses grossen gesetzgeberischen Plans notwendig sind, an sich selbst unabhängig von diesem Plan immediate dringende und gegenwärtige Volksbedürfnisse befriedigen, dass sie an sich selbst, ohne weitere Staatsgesichtspunkte, unendlich viel einzelnes Gutes anbahnen und ebensoviel drückendem, in der Lage der Dinge zahllose Menschen drückendem Elend vorbeiegen würden, und endlich, dass offenbar im Ganzen aller dieser Vorschläge nichts zu verlieren, hingegen aber gewiss viel zu gewinnen ist, dann fürchte ich mir nicht mehr zu viel gesagt zu haben, und habe keinen Zweifel, E. K. Hoheit werden meinen Wunsch nicht missbilligen, dass in den weiten Staaten der Erbmonarchie Ihres K. K. Hauses früher oder später kleine Anfangsversuche zu einer solchen Volksbildung gemacht werden.

Erlauben Ihre K. Hoheit etc.

2.

Brief Pestalozzis an Nicolovius vom 12. Dezember 1791.

Der Brief, mit der Nachschrift vier Quartseiten, sehr schön geschrieben, ganz von Pestalozzis Hand, ist 1895 vom Pestalozzistübchen erworben worden. Oben an der ersten Seite findet sich die Notiz des Empfängers: Erhalten den 4. Jan. 1792 in Rom, beantw. den 19ten.

Einiges aus der Korrespondenz Pestalozzis mit Nicolovius ist schon abgedruckt in den Pestalozziblättern 1885 Nr. 6. Über Nicolovius (1767—1839), den spätern preussischen Staatsrat, s. „Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, von Dr. A. Nicolovius (Bonn 1841).“

Felix Battier, Sohn, von Basel († 1801) ist der 4. Teil von Lienhard und Gertrud (1787) gewidmet. Aus diesem Brief sehen wir, dass er auf die Umarbeitung von 1790—92 einen namhaften Einfluss ausgeübt hat.

Freund!

Hiermit folgen die letzten Bogen meines Buchs — ich wünschte, selbige begleiten und mit Ihnen ein paar Stunden über das Ganze meines Systems und meiner Endzwecke reden zu können: aber ich muss warten, und bis die Monate vorüber, in denen Sie noch in Italien bleiben, entwickeln sich in meiner Lage einige Umstände, die mich dann über meine weitere Bestimmung mit mehr Freiheit handeln lassen.

Ich war vorigen Monat ein paar Wochen bei Battier, der sich gefreut hatte, Sie kennen zu lernen. Er scheint sich wieder enger als je an mich zu ketten; aber sein Gefühl ist zu lebhaft für diese Welt,

und sein Kopf leidet von den gewaltsamen Spuren seiner Empfindungen; auch dieser Aufenthalt hat mich überzeugt, dass in diesem Mann Kräfte liegen, die zusammengenommen vielleicht bei keinem der jetzt lebenden Menschen in diesem Grade zu finden — wenigstens lerne ich bei ihm in einer Stunde mehr, als ich sonst, wenigstens bis jetzt, noch bei niemand bei Wochen und Monaten lernte; und ich fürchte, diese grosse Kraft gehe durch die Unbill der Menschen verloren; um so mehr suche ich sie zu benutzen und freue mich, dass ich es kann; er war mit meiner Umarbeitung des Buchs sehr zufrieden und findet bei fester Befolgung meiner Grundsätze die Ausführung meiner Endzwecke. Die letzten zwei Bogen des Buchs enthalten den eigentlichen persönlichen Zweck, den ich mir ins Aug gefasst; ich bitte Sie, diesen Ihrer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Ich beschäftigte mich in Basel¹⁾ meistens mit den Nachforschungen über den Einfluss unserer prekären Handlung auf die Fundamente unsers bürgerlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Zustands. Die Resultate meiner Nachforschungen sind nichts weniger als angenehm; indessen halte ich es für die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, Wahrheiten, die er seinem Vaterland wichtig glaubt, ihm nicht zu verhehlen. Auch suche ich von allen Seiten meine Begriffe über diesen Gegenstand zu berichtigen, ehe ich die Schweiz verlasse; ich war auch etliche Tage in Bern und fand über mein Erwarten Zutrauen. Die Schweiz ist voll guter Menschen; aber man erkennt es nicht, dass das Dasein dieser guten Menschen eine Folge unserer Freiheit und reiner bürgerlicher Grundsätze — und achtet es nicht, diese Grundsätze zu untergraben. Aber mit ihnen wird auch die gute Menschenrasse hinschwinden, und dann werden wir so ausgezeichnet ein elendes Volk werden, als wir jetzt noch ein glückliches sind.

Man hat schon jetzt fast allgemein kein Ohr mehr für irgend eine bürgerliche Wahrheit, die an die Anmassungen unserer Grossen anstösst, und diese Verhärtung des innern Sinns für diese Art von Wahrheiten, auf denen die Fundamente aller unserer Vorzüge ruhen, kann nicht anders, als uns nach und nach alles nehmen, was wir Vorzügliches haben. Freund, ich liebe mein Vaterland, und diese Aussicht hinter meinem Grab tut mir weh, aber sie ist wahr.

Doch warum vertraume ich mich jetzt in diesem traurigen Bild? — Der Gang der Menschheit im grossen wird auch mein Vaterland dahin lenken, wohin die Menschheit im ganzen hinzukommen fähig, und die Wahrheit, die ich dem Vaterland schuldig, will ich ihm sagen.

¹⁾ Undeutlich; es steht Bul.

Schreiben Sie mir bald wieder und sagen Sie mir wenigstens, dass Sie mein letztes empfangen; ich versichere Sie, dass ich mit Sehnsucht auf Ihre Antworten warte und schon oft mit Ungeduld nach einer gefragt.

Da ich nicht weiss, wo Sie sich jetzt befinden, so lasse ich das Päckchen unter Ihrer Adresse über Genf gehen.

Alle Meinigen grüssen Sie herzlich, und alle wünschen Sie bald. Empfehlen Sie mich Stollberg und seinem Haus. Pestalozzi.

Neuenhof bei Wildegg, Kanton Bern, den 12. Dezember 1791.

PS. Wenn Sie etwas dazu beitragen können, dass mein Buch in Teutschland Debit fände, so erleichtern Sie dadurch (für) die Zukunft meiner Wirtschaft und befördern indirekt alle meine fernern Endzwecke.

Nochmal leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren Sie herzlich liebenden Freund —

3.

Zuschrift an Escher, autobiographischen Inhalts.

Das Manuskript, ganz von Pestalozzi geschrieben, füllt ein Doppelfolioblatt, dessen äusserer Rand unten stark beschädigt und so zerfetzt ist, dass sich einzelnes nur mit Mühe wieder hat zusammensetzen lassen.

Es ist offenbar ein erster Entwurf; so sehr, dass Pestalozzi am Rand Notizen gemacht, um sich später einzufügende Züge im Gedächtnis festzuhalten. So steht auf S. 2 am Rand:

„gern auf den Stelzen gehen.

. . . Gedächtniss: es war mir unmöglich zu lernen, was ich nicht wollte.

Der 51. Psalm, etliche Fragen aus dem Catechismus. Die Knaben wussten es, dass ich sie falsch sagte und nahmen mich hervor.

Der Eindruck des Worts Hrn. Chorherrn Zieglers, wegen dem Publico, in dem ich der Oberste kam.“

Auf der 3. Seite ist die unverständliche Notiz: „Patrioten Kilchgang sagen“.

Ob Pestalozzi die Zuschrift je ins Reine geschrieben und an den Adressaten abgesandt, kann nicht festgestellt werden. Im Nachlass Eschers von der Linth findet sich wenigstens keine solche Zuschrift.

Und doch darf wohl angenommen werden, dass der Adressat der nachmalige Escher von der Linth ist.¹⁾ Derselbe stand in den Neunziger Jahren mit Pestalozzi in Briefwechsel (Pestalozziblätter 1893 Nr. 3), und die rückhaltlose Art, mit der Escher für Pestalozzi in Steinmüllers Fehde einstand (Pestalozziblätter 1889 S. 14), lässt sich völlig nur begreifen, wenn der alte Patriot Pestalozzi den jungen Patrioten Escher einen ausnahmsweise tiefen Blick in seine Entwicklung und in sein Herz hat tun lassen. Die Äusserungen Pestalozzis im Eingang stimmen ganz mit der politischen Auffassung überein, die in den „Nachforschungen“ herrscht; sie atmen den Jammer des zertretenen Daseins, unter dem Pestalozzi in den Neunziger Jahren fast erlag.

¹⁾ Vgl. über Escher (1767—1823) die Biographie: „Hans Conrad Escher von der Linth“ Charakterbild eines schweizerischen Republikaners. Zürich 1852.“

Die Stellen betr. den Kantor Kaufmann, den Provisor Weber und den Grebelhandel sind bereits durch Morf (Bd. II, S. 123) veröffentlicht.

Lieber Herr Escher!

Will's Gott, dem Ziel einer Laufbahn nahe, die vielleicht in vielen Rücksichten ein vorzügliches Bedauern verdient, suche ich meine Urteile und Meinungen, die ich jetzt der Welt nicht sagen will und nicht sagen darf, in den Schoss Eures Edelmutts und Eures Vertrauens zu legen.

Es ist ein trauriges Gefühl, seine Gesinnungen, seine Gefühle, seine Urteile und selbst seine Taten vor den Augen der Welt gebrandmarkt zu sehen, ohne es wagen zu dürfen, den Schleier auf[zuh]eben, dessen feines Geweb dem Menschengeschlecht, seitdem es Feigenblätter braucht, weit lieber ist, als die nackte Wahrheit.

Es ist recht, dass es so ist; wäre die Welt edelmütig, sie brauchte unsern Dienst nicht. Und wer seine Wahrheit nur insoweit liebt, als sie in der nichtigen Stunde seines Daseins Laut gibt und glänzt, der ist der Wahrheit nicht wert.

Mir ist im eigentlichen Verstand alle Einmischung in irgend ein Geschäft dieses Lebens erleidet. Wir wirken nur über das Grab richtig; aber wir sterben gewöhnlich, eh wir uns deutlich bewusst sind, wo[hin wir] mit unserer Wahrheit und mit unsern Liebhabereien eigentlich visiren sollen, wenn das Stück Arbeit, das wir für sie übernahmen, wirklich für sie sein soll.

Ich habe mich mit dem Wort: „ich habe recht, ich habe doch recht“ unbrauchbar gemacht. Was liegt der Welt am Recht? und konnte ich so lang leben und glauben, dass die Menschen nur irren, und dass sie der Wahrheit folgen würden, wenn sie sie nur wüssten?

Nein, der Mensch will keine Wahrheit wider sich selbst. Blosser Wahrheit und blosses Recht ist in ihrer Wirkung gegen Unrecht und Gewalt dem Recht gleich, das der Fisch im Wasser genießt; sein Mörder wirft seine Angel und das arme Tier zappelt sich im Gefühl des Unrechts, das ihm geschieht, zu Tod — wer ihn isst, hat kein Gefühl für sein Recht, und wer den Menschen braucht und gefangen nimmt, damit er ihn brauchen kann, hat ebensowenig Gefühl für sein Recht.

Lieber Escher! Es wird Ihre Unschuld betrüben, aber es ist wahr: wer den Menschen braucht, hat insoweit kein Gefühl für sein Recht.

Meine Sicherheit ruhet nur darauf, dass mich niemand wider Recht brauchen darf.

Die Regierungskunst ist nichts anderes als eine Erschaffung (?) jeden Fisch an Angel zu bringen.

Was ist der jetzige Krieg? Nichts als die letzte Anstrengung der Gewalt, dass die Regierung bleiben kann, was sie ist.

Die Ungleichheit ihrer äussern Gestalt tut zur Sache nichts, als etwa dass [sie] den Philosophen Entschuldigungsgründe an die Hand geben (gibt), wenn sie, in gemächlicher Traumsucht eingewiegt, die Sonne wachsen und die Welt besser werden sehen.

Ich sah nichts dergleichen; ich werde im Gegenteil mit der Überzeugung abtreten, die Aufklärung sei in Europa, was der Talacker und die Gräben gegen die Stadt Zürich; der Wohlstand dieser Quartiere hat kein Verhältnis mit dem Zustand des Ganzen, und der Einfluss desselben auf das Ober- und Niederdorf ist nur drückend.¹⁾

[Dass jetzt der Adel keine Rosseisen mehr bricht und keine Dirne mehr raubt, dass der König von Preussen einer Kindsmörderin von Rang den Kopf für diesen Fehler abschlagen lässt, dass einige Damen ihre Kinder selber säugen, wiegt den minder sichern und minder rechtlichen Zustand der mehreren Menschen im Land nicht auf.]²⁾

Die Regierungen kamen durch die Aufklärung dahin, immer mehr durch innere und äussere Diplomatie allem Unrecht den Schein des Rechts zu geben und selber alles das zu vermeiden, welches durch seinen Eindruck dem Volk Reizmittel an die Hand geben könnte, sich ihrem Unrecht mit einigem Schein des Rechts und mit einiger Hoffnung des Erfolgs entgegensetzen zu können.

Doch ich will keinen Beitrag zu einer Zeitgeschichte ohne vorgehende Bemerkungen hinwerfen. Schliessen Sie dann selber, was der Lauf der Dinge für einen Eindruck auf meine Unschuld und auf den Eifer, der nach ihr in mich hineinkam, machen musste.

Meine Jugendjahre versagten mir alles, wodurch der Mensch die ersten Grundlagen einer bürgerlichen Brauchbarkeit legt. Ich war gehütet wie ein Schaf, das nicht ausser dem Stall darf. Ich kam nie zu den Knaben meines Alters³⁾ auf die Gasse, kannte keines ihrer Spiele, keine ihrer Übungen, keines ihrer Geheimnisse; natürlich war ich in ihrer

1) Talacker und die Gräben (Hirschengraben und Fröschengraben): die neuen, im 17. und 18. Jahrhundert von den Vornehmen bebauten Quartiere der Stadt, zwischen der alten und neuen Befestigung, die immer noch durch Mauer und Graben von den ältern (Oberdorf und Niederdorf) abgeschlossen blieben.

2) Dieser Absatz ist im Manuskript gestrichen.

3) Pestalozzi wollte hier ursprünglich eingehender werden und schrieb, aber strich nachher die Worte: „eine Barbara Schmid von Buchs“. Dadurch ist nun auch von Pestalozzi selbst der Name der Magd bezeugt, die seine Jugend behütete. Vergl. Pestalozziblätter 1891, Nr. 4.

Mitte ungeschickt und ihnen selbst lächerlich; auch gaben sie mir in meinem neunten oder zehnten Jahr schon den Namen „Heiri Wunderli von Torliken“.

Ich konnte mich nicht verstellen; wenn mir etwas Lächerliches vorkam, so musste ich lachen; einmal war ich in einem Schulexamen der erste und musste also en cérémonie beten; das schien mir so komisch, dass ich vor Lachen mein Paternoster nicht zu End brachte.¹⁾ Dieses Lachen in allen Zeremonienauftritten war so unwillkürlich, dass ich²⁾ und dass ich glaubte, ich werde ewig kein Geistlicher werden können, weil ich es nie dahin bringen könne, ohne Lachen zu predigen. Bei den ersten Versuchen³⁾ war's mir geradezu nicht anders, als ich sei ein Harlekin und die Knaben, die mir zuhören, gucken mir mit dem Bewusstsein in die Augen, dass sie bessere Harlekine abgeben werden, als ich. Ich war damals schon fünfzehnjährig; aber ich blieb durch mein ganzes Leben kindisch; keine Erfahrung war vermögend, eine gewisse Einfalt in mir auszulöschen, die allen Menschen, die mich unter die Hände kriegen, über mich Gewalt gibt, mich zu missbrauchen, wie sie nur wollen.

Sie haben es auch von meiner Kindheit [an] an mir getan; ein jeder, der an einen Ort nicht selbst gern hinging, schickte mich und ich ging so froh und unschuldig, dass mir nur nie in den Sinn kam, die andern hätten ja auch gehen können.

Es mangelte mir indessen weder an Selbstgefühl noch an [Gefühl für] mein eigenes Recht. Ich sollte wie alle Knaben singen lernen. Aber ich hatte kein musikalisches Gehör. Ein besoffener Kantor Kaufmann wollte mich mit Schlägen richtig hören machen. Das empörte mich so, dass ich den betrunkenen Mann mit den Knaben, die neben mir sassen, aus meiner Bank herausdrängte, zur Schule hinauslief und dem damaligen Ludimoderator⁴⁾ Ziegler erklärte, dass ich die Schule

¹⁾ Gestrichene Worte: „dafür selbst von meinem (Lehrer), dem Chorherrn Ziegler“. Ziegler unterrichtete in der fünften Klasse der Schola Carolina, die Pestalozzi 1759/60, also in seinem 14. Altersjahr besuchte.

²⁾ Gestrichene Worte: „mich vor allem öffentlichen Kirchen-Aufsagen und vor öffentlichen Reden fürchtete.“

³⁾ Ohne Zweifel hatte Pestalozzi bei dem nachfolgenden Ausdruck „bei den ersten Versuchen“ nicht Predigten, sondern den Inhalt dieser hier gestrichenen Stelle im Auge, wie das die Altersangabe „schon fünfzehnjährig“ beweist. Damit ist die Sage, dass Pestalozzi als angehendem Geistlichen auf der Kanzel dieses Ungeschick begegnet, abgetan und zugleich auf den wahren Grund zurückgeführt.

⁴⁾ Ludimoderator („Schulordner“, Rektor), Titel des Klassenlehrers der obersten (fünften) Klasse der lateinischen Schule.

mit keinem Fuss wieder betreten werde, wenn ich wieder eine Stunde unter dem Kaufmann lernen müsse. Der Ludimoderator sah, dass ich recht hatte, und erlaubte mir, von nun an alle Mittwoch Abend, wann die Singstunde angehen würde, heimgehen zu dürfen. Es ist fast unglaublich, in welchem Grad das meiner Neigung zur Unabhängigkeit Reiz und Nahrung gab, von nun an alle Woche im Angesichte des Lehrers, der mir unrecht getan, und zu seiner Verachtung vor allen Schülern sobald er in die Stube trat, meine Bücher unter den Arm zu nehmen und ihm: „Vale bene, Domine Præceptor!“ zuzurufen zu dürfen.

Ich war eigentlich furchtsam; aber es war nur Mangel an Erfahrung; im Grund setzte ich mein Leben bei allem was ich gern tat, alle Augenblick aufs Spiel. Es war meine Liebhaberei, am Rand der Stadtgraben auf dem äussersten Rand der Mauer auf einem Fuss zu springen, und wenn ich einmal auf ein Ross kam, so ritt ich sorgenlos über die . . .¹⁾ von Fussessteigen, die geübte Leute auswichen. Beim Hottinger Pörtchen machte Vetter Webers von Leipzig sein Ross in der Mitte der Bruggen Männchen,²⁾ vor denen der ehrsame Wächter und alle die Hände über dem Kopf zusammenschlugen. Einmal fiel ich ins Wasser, weil ich mit einem Fuss auf die Spitze eines Weidlings³⁾ stand, der mit mir wich, eh ich dahin kommen konnte, den andern Fuss dahin zu bringen, wo der erste allein unmöglich stehen konnte; um keinen Vorwurf zu kriegen, trocknete ich mich an der Sonne durch, ehe ich heimging. — Ich weiss mich von meinem Vater nichts zu besinnen, als dieses: wann jemand bei ihm war, so ging er in einem gewissen Schritt die Stube hinauf und hinunter; diesen Schritt wollte ich mit meinen kleinen Beinen auch machen und dünkte mich gross, wenn ich die ganze Breite eines Ladens überschreiten konnte. Beim Erdbeben, das Lissabon zerstörte,⁴⁾ denke ich mir ewig das Schauspiel, wie die grossen Schulmeister gleich Riesen unter den Liliputern über unsere Köpfe die Stiegen des Schulhauses hinabsprangen; da wir alle hinunter waren, wagte ich, von 100 Kindern das einzige, wieder hinaufzugehen, und Hüte und Bücher hinunterzuholen, die andern, auch mein Bruder, liefen heim, wie sie hinunterkamen.

1) Unleserlich; „Bretter“?

2) Ursprünglich und teilweise gestrichen, hiess es im Manuskript: „war ich einmal beynahe des Todes, da Vetter Webers . . . Männchen machte.“

3) Schmalere Fischernachen mit flachem Kiel.

4) Es ist ohne Zweifel nicht das Erdbeben vom 1. November 1755, das Lissabon zerstörte, und das in der Schweiz weniger spürbar war, als dasjenige vom 9. Dezember 1755, „das die ganze Schweiz und alle Gebäude fast eine Minute lang erschütterte“. (G. von Meyer, der Kanton Zürich I, 169).

Zwei Sachen machten mir die Schulmeister in einem Alter verächtlich, wo die Eindrücke sich wenig mehr auslöschen. Der Provisor Weber nahm vor meinen Augen eine Laus ab dem Kopf und tötete sie auf meinem Argument. ¹⁾ Mit dieser Laus war der Gedanke dahin, das Gebot: „Du sollst in grossen Ehren halten deinen Vater und deine Mutter“ ²⁾ gehe auch den Schulmeister Weber an; — doch ich hätte die Laus vielleicht vergessen können, aber bald zeigte mir Ludwig Hirzel vom Schneeberg sein Argument, darin er zwei Fehler, die mit roter Dinte bezeichnet waren, mit schwarzer übertünchte. „Komm,“ sagte er dann, „du musst mir den Schulmeister Weber jetzt kennen lernen. Wir haben ihm diese Woche eine Metzgeten geschickt; er darf kein Wort sagen.“ Mit dem gingen wir beide hervor. Der Hirzel zeigte sein Argument und sagte: „Sie haben sich um zwei Fehler übersehen.“ Der Schulmeister zeigte ihm mit der Hand das schwarzgemachte Rot und sagte dann: „Ja, ich habe mich überzählt; du hast zwei Fehler minder!“ Der Hirzel lachte ihm ins Angesicht und sass eine Bank höher hinauf, als er nach der Ordnung seiner Fehler gehört hätte. (Ich sah es mit meinen Augen.) ³⁾ Das machte auf meine Unschuld einen Eindruck gegen den Schulmeister- und geistlichen Stand, den keine Wahrheit je auslöschte.

Also untergrub Grebels Geschichte die Hochachtung gegen den obrigkeitlichen Stand. Eine Verfassung, in der ein ganzes Volk gegen einen ungerechten Landvogt sechs Jahre laut schreien [kann] und kein Recht findet, fand mein Kindersinn wesentlich und notwendig schlecht.

4.

Zuschrift an Minister Stapfer

vom 2. Februar 1800.

Ganz von Pestalozzis Hand und ungewöhnlich schön geschrieben, acht Folioseiten. Am Rand sind einige Erläuterungen von Seite eines Dritten, wohl zum Teil auf Pestalozzis Geheiss, zum Teil auf der Kanzlei des Ministers beigefügt.

Die Zuschrift, die die Schritte Stapfers zur Unterstützung Pestalozzis einleitete, ist bei Morf I 220 mit den Worten berührt: „Er wandte sich an seinen Stapfer. Es war anfangs Februar 1800“. Man mag dort nachlesen, wie Stapfer auf grund derselben sich am 28. Februar 1800 an den helvetischen Vollziehungsausschuss wandte und durch denselben die Bewilligung des Vorschusses und des Privilegs für Pestalozzis Schriften, nicht aber zu der Holzspende erhielt.

¹⁾ Nachher teilweise gestrichen und geschrieben: „Papier das vor ihm lag“; (Argument: schriftliche Arbeit).

²⁾ Das fünfte Gebot wurde in frühern Jahrhunderten überhaupt auf das Verhältnis zu den „von Gott gesetzten“ Gewalten ausgedehnt.

³⁾ Der eingeklammerte Satz ist im Manuskript gestrichen.

Bürger Minister!

Versuche, welche weder mir, noch irgend einem Menschen, ohne das ganze Elend meines Lebens durchlaufen zu haben, möglich gewesen wären, haben mich in den Stand gesetzt, die Möglichkeit der Ausführung einiger für die Menschheit wichtiger Erziehungsgrundsätze praktisch beweisen und mich mit Bestimmtheit äussern zu dürfen, eine Organisation des öffentlichen Einflusses auf die Nationalausbildung vorschlagen zu können, durch welche die Fundamente der Geisteskultur, der Sittlichkeit und der Industrie in unserer Mitte allgemein und in einem hohen Grad gestärkt werden müssten.

Die Grundsätze, auf welchen die Unterrichtsmethode, welche ich anzubahnen suche, ruhet, sind wesentlich diese:

1. Man muss die Kinder zuerst im ganzen Umfang des Wortes reden lehren und das Lesenlernen dem Redenlernen mit psychologischer Kunst unterordnen.
2. Ebenso muss man das Schreibenlernen nicht isolirt behandeln, — sondern den Bemühungen, die Kinder zur Nachahmung mathematisch richtiger und ästhetisch schöner Anschauungsweisen anzuführen,¹⁾ unterordnen.
3. Überall muss keine Art von Erkenntnis mit einseitiger und überwältigender Kraft in die Seele der Kinder gelegt werden.
4. Die Übungen der Urteilskraft müssen den Übungen in der vielseitigsten Anschauungsweise untergeordnet werden.
5. Man muss den metaphysischen Allgemeinheiten, mit denen der Geist der Kinder vor der Zeit in die Wolken gehoben wird, physische Allgemeinheiten, die sie hienieden besichtigen können, unterschieben.
6. Und auch diese physischen Allgemeinheiten muss man den Kindern mit intuitiven Kunstansichten, und wo immer möglich mit der Realansicht dessen, was man sie erkennen machen will, belegen;
7. und endlich muss man den Kinderunterricht vorzüglich auf diejenigen Stellen beleben, auf denen ihn die Natur selber belebt — und hingegen die Anmassung, auf die Bildung der Jugend Einfluss haben zu wollen, bei denjenigen Menschen stillstellen, deren Lage und Umstände sie selber in der reinen Ansicht dieses Gegenstands stillstellt.²⁾

¹⁾ Das Wort „anzuführen“, von Pestalozzi ausgelassen, ist von dritter Hand am Rand nachgetragen.

²⁾ Am Rand von dritter Hand: „Sprache, Mass, Zahl, Form, Nachsprechen und Nachmachen aller Formen mit wenigen, aber durch erschöpfende Psychoskopie ausgemittelten und graduirten Elementaranschauungen.“

Auf diese und solche Grundsätze gestützt, werde ich eine Unterrichtsmethode anzubahnen suchen, die durch die höchste Einfachheit ihrer Mittel dahin wirken soll:

1. das Personale der für den ersten Unterricht tätigen, und zu demselben tüchtigen Menschen ohne Kosten des Staats vielseitig und allgemein zu vermehren;
2. die intensive Kraft der Erkenntnis allgemein zu stärken;
3. die Kunstmittel des höhern Unterrichts — von 100 Gld., die sie kosteten, auf 10 herabzubringen und sie, wenn sie einmal angeschafft sind, auf die einfachste Art perenniren zu machen;
5. das Problem der Arbeitsverbindung mit dem Unterricht ausser allen Zweifel zu setzen.¹⁾

Ich darf heute ohne Gefahr, vor irgend jemand schamrot zu werden, geradezu voraussagen: die Methode, die ich anzubahnen suchen werde, wird Kinder unter sieben Jahren im ganzen Umfang der menschlichen Erkenntnisse weiter bringen, als jetzt die glücklichsten im zwölften Jahr nicht sind.

Ich stehe zu dem Wort; ich kann innert wenigen Monaten heiter machen, dass der Staatseinfluss auf die Fundamente der Geisteskultur, der Sittlichkeit und der Industrie, ohne merkliche Erhöhung der zu diesem Zwecke gewohnten Ausgaben, innert zwei Jahren mehr zu wirken imstand ist, — als man bis jetzt in einem Menschenalter nicht von ihm erwartet.

Um diesen grossen Endzwecken wenigstens in meinem Privatkreis mit nötiger Kraft entgegengehen zu können, glaube ich, die Regierung bitten zu dürfen:

1. mich gegen den Nachdruck von Unterrichts-Schriften zu sichern, zu deren Einfachheit ich nur durch eine namenlose Mühseligkeit eines aufgeopferten und für alle andern Zwecke verlorenen Lebens gelangt bin, —
2. mir einen Vorschuss von ca. 1000 Gl. zu bewilligen, um den Druck meiner diesfälligen Schriften ohne Verzögerung veranstalten zu können.

Ich bitte das Privilegium nur für so lang, als die Regierung selbst urteilen wird, dass es dem Vaterland nützlich sei, dass ich es besitze,

¹⁾ Am Rand von dritter Hand: „darauf dringen, weil die bisherigen Routinen nur einseitig die Erkenntniskräfte bilden, das Vollpropfen blähet und mäset, ohne zu stärken, und bei grosser intellektueller Kultur die moralische eher stirbt, als Schritt hält.“

und für den Vorschuss, den ich nur zu 10 — à 10 N.-L.dor zu beziehen wünsche, anerbiete ich eine 2—3fache Hinterlage von Unterrichtsschriften, die von sachkundigen Buchhändlern als sicher verkaufbar anerkannt werden sollen.

Ich anerbiete zugleich den ganzen Vorteil, den meine zu publizierenden Unterrichtsschriften mir verschaffen werden, ungesäumt zu meinem Erziehungs-Endzwecke selber zu verwenden, und mit der schnellsten Beförderung auf meinem Gut Vorkehrung zu treffen, um auf demselben arme helvetische Kinder nach den Grundsätzen zu erziehen, die ich schon in Stanz versuchen wollen, und die ich jetzt in Burgdorf mit einer Anstrengung durchsetze, die mein Leben innert Jahresfrist zum zweitenmal in Gefahr bringt. Ich bitte Sie, in dieser Rücksicht beiliegendes Zeugnis meines Arztes zu lesen.

Endlich, Bürger Minister! muss ich Sie noch fragen, ob Sie glauben, dass ich den angezeigten Bitten für meine Zwecke noch folgende beifügen dürfe:

Es muss in der Gegend meines Gutes eine grosse, von den Franzosen verdorbene Zahl Bauholz geschlagen werden; ich habe ein beträchtliches Quantum zu meinem oben geäusserten Zweck nötig; glauben Sie, ich dürfe unter der Verpflichtung, dasselbe zu diesen Endzwecken zu verwenden, um etwas beträchtliches von diesem Holz bitten?¹⁾

Ich will es in seinem vollen Wert bezahlen, — wenn ich innert Jahresfrist die Regierung nicht sicher stelle, dem Vaterland in allem, wozu ich mich gegen dasselbe verpflichte, Wort gehalten zu haben.

Gruss und Hochachtung!

Bern, den 2. Horn. 1800.

Pestalozzi.

5.

Erste öffentliche Äusserung über mein jetziges Tun und über meine Ansicht der Volksbildung als des einzigen Rettungsmittels des Vaterlandes.

Manuskript von dritter Hand mit Korrekturen von Pestalozzi, 12 Folioseiten. Auf dem leerbleibenden Raum der letzten Seiten hat Pestalozzi Notizen über die Schreibkunst, sowie einen Briefentwurf mit Bleistift geschrieben.

Über Antistes Joh. Jakob Hess (geb. 1741, Antistes der zürch. Kirche 1795, gest. 1828) und seine Beziehungen zu Pestalozzi, s. Pestalozziblätter 1885 Nr. 3 und 1889 Nr. 6. Johann Samuel Ith (geb. 1747, seit 1799 erster Pfarrer am Münster in Bern, gest. 1813) ist in der Geschichte Pestalozzis bekannt durch seinen „Amtlichen

¹⁾ Am Rand von dritter Hand: 200 Stämme = 500 fl.

Bericht über die Pestalozzische Anstalt und die neue Lehrmethode an derselben“.
(1802).

Wahrscheinlich ist diese Zuschrift anlässlich der Veröffentlichung der Anleitung zum Buchstabiren und Lesenlernen (1801) an die Adressaten abgegangen und gehört der Anhang aus Lienhard und Gertrud, der von der gleichen Hand geschrieben der Zuschrift nachfolgt, irgendwie dazu mit.

Zuschrift

An die Hochwürdigen und Hochehrwürdigen Herren Herrn Antistes Hess und Herrn Decan Ith, wie auch Eines Hochehrwürdigen Convents in Zürich und Eines Hochlöblichen Kirchenrats in Bern.

Hochwürdige, Hochehrwürdige Herren!

Nicht ich, sondern mein Endzweck, dem lieben Vaterland und der Nachwelt Gutes zu tun, und mein ernstes Bestreben, die Fundamente, auf denen die Erkenntnis der Wahrheit und die Fertigkeiten der Gottseligkeit ruhen, auch unter dem gemeinen Volk tiefer zu gründen, nur diese Endzwecke massen sich selber das Recht an, Sie, Hochwürdige und Wohlehrwürdige Herren! bitten zu dürfen, einige Aufmerksamkeit auf Resultate von Nachforschungen zu werfen, deren Traum meinem Herzen wichtig war, lange ehe er in mir zur Wahrheit reifte.

Jetzo glaube ich sein Wesen unwidersprechlich; aber das Unermessliche seiner Umfassung fordert Jahre, um ihn in seiner äussern Form, in allen ihren Teilen zu vollenden. Ebenso fordert es Zeit, die Schulen allmählig zu einer Umänderung zu bereiten, die nicht bloss in ihre Form, sondern in ihr Wesen eingreift.

Aber ich denke auch keineswegs, dass meine Vorschläge sogleich zum öffentlichen Gebrauch können angewendet werden. Meine bescheidenere Hoffnung geht vielmehr nur dahin und beschränkt sich darauf, dass hie und da einzelne Mütter Freude daran finden werden, sich in den Stand gesetzt zu sehen, einige Vorkenntnisse des Schulunterrichts ihren Kindern von der Wiege an erteilen zu können. Diese wissen ja in tausend sie gewiss drückenden Augenblicken nicht, was sie immer aufreiben können, die natürliche Neugier auch des unmündigen Kindes und seinen von der Wiege an lebhaften Durst nach Kenntnissen zu stillen.

Nur in dieser Rücksicht, und in keiner andern, bitte ich Sie, Hochwürdige Herren! um eine ernste Prüfung meiner von der Regierung einer ernststen Aufmerksamkeit gewürdigten Vorschläge und Grundsätze. Ich bitte um öffentliche Belehrung, wenn Sie mich im Irrtum finden; aber auch um Ihre christliche Handbietung, wenn das Gegenteil wäre und Sie finden müssten, dass durch dieselbe die Ehre Gottes und das Wohl der Menschen befördert werden könne.

Ich kann mich nicht enthalten zu hoffen, viele Diener des Evangeliums werden in diesen Vorschlägen Mittel finden, Freude und Erkenntnis in den Hütten der Armen zu verbreiten und sich dadurch die Liebe und den Dank des Volks zu versichern, indem Sie den guten und einsichtsvollsten Müttern ihrer Dörfer Wegweisung zum frühen häuslichen Gebrauch meiner Vorschläge erteilen. Meine Freude ist in dieser Rücksicht gross, und ich würde diese edlen Lehrer des Evangeliums hiefür bitten, wenn es nicht eine Beleidigung wäre, Menschen, die das Gute wollen, dafür bitten zu müssen.

Aber, indem ich, Hochwürdige Herren! auch den Eifer gegen die Verachtung kenne, in welche die anmassliche und oberflächliche Philosophie und die derbe Selbstsucht des verfließenden Jahrhunderts die Religion und mit ihr auch würdige Diener derselben gestürzt haben, erlaube ich mir zu hoffen, Hochwürdige Herren! Sie werden in der tätigen Mitwirkung der Religionsdiener zur Beförderung wahrer und anwendbarer Vorschläge für die Volksbildung ein vorzügliches Mittel anerkennen, der Religion und ihren Dienern wahre Achtung und dankvolle Liebe in den Herzen des Volks sich zu verschaffen.

Die Religion, die durch das Übermass der göttlichen Liebe ist gestiftet worden, kann aus ihrem tiefen Versinken, über das Ihr alle klaget, nur durch gläubige Nachahmung dieser Liebe, die sie gestiftet, wieder erhoben werden.

Alle Mittel, die Kirchen ohne Religion und ohne Liebe zu erhalten und zu Ehren zu bringen, Gewalt, krumme Wege, Spaltung, Sekten, Schmeicheleien, Drohungen sind geradezu gegen den Geist ihres Stifters, und ich darf gar nicht zweifeln, Sie, Hochwürdige Herren! finden mich gar nicht im Unrecht, wenn mir vorzüglich in unseren Tagen, in jedem Fall, wo ich unwürdige und irrende Eiferer für die Kirche auf solchen Schleich- und Abwegen antreffe, für sie bange wird, indem mir in diesem Fall allemal die Worte des Heilands in den Sinn kommen: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn alle, die das Schwert brauchen, werden mit dem Schwert umkommen“.

Pestalozzi.

Vorrede

siehe Lienhard und Gertrud. III. Teil, pag. 66. Zürich 1792.

Der Erfolg zeugte, dass Arnerts Tun tiefere Wurzeln habe. Aber der Jammer über die Lebensgefahr, in der er sich befand, war ohne Grenzen.

Die Rikenbergerin, die ihm den Vaternamen wieder gab, ging wie eine Verirrte umher. Sie dachte jetzt wieder, es sei nicht Gottes Willen,

dass ein guter Vater auf der Welt lebe: wenn einer da sei, so müsse er sterben. Auch sie ging wieder jede Nacht auf des Vaters Grab, und klagte mit Tränen den neuen Schmerz. Der Pfarrer redete am Sonntag auf offener Kanzel fast ihre Sprache. Nämlich, es sei, wie wenn es nicht sein müsse, dass Menschen durch Menschen versorgt werden; die ganze Natur, sagte er, und die ganze Geschichte rufe den Menschen zu, es solle ein jeder sich selber versorgen, es versorge ihn niemand, und könne ihn niemand versorgen.

Das Beste, das ein Mensch dem andern tun könne, sei, dass er ihn lehre, sich selber zu versorgen.

Dann bald darauf: Es liegt in der Natur, dass der Mensch auf niemand zähle auf Erden. Selbst Eltern, die, den Säugling zu retten, in Feuer und Wasser springen und sich für ihn den Bissen aus dem hungernden Munde nehmen würden, sagen zum Kind, wenn es erwachsen: Du bist erzogen, hilf dir jetzt selber.

Und im grund ist's vollkommen recht und dem Menschengeschlecht heilsam, dass Eltern und Obrigkeiten es dahin weisen, wenn es nämlich wahr ist, und Kinder und Volk wirklich erzogen sind. Aber wenn es nicht wahr und die armen Geschöpfe, in beiden Verhältnissen zu Krüppeln und Serblingen gemacht, sich weniger als Unmündige helfen können, und Eltern und Obrigkeiten dann doch zu ihnen sagen: Helfet euch selber! — dann ist's etwas anders. Wenn sie sich selber nicht helfen können, und Eltern und Obrigkeiten ihnen nicht helfen, wer soll ihnen dann helfen?

O Arner, Arner, wie sahest du das ein! Wie würdest du helfen, wenn du lebstest! Aber, Gott im Himmel, was können wir hoffen! Lernet doch, arme Menschen, euch selber versorgen, es versorgt euch niemand auf Erden!

So redete der Mann; und wer verzeiht ihm, wer verzeiht der Rikenbergerin diese Sprache nicht? Wer will sagen, es ist wider Gott, wenn Menschen für Menschen bang wird? Und es ist wider die Obrigkeit, wenn der Mensch für die Unversorgten im Land mit einem Feuer redet, das brennt? —

Nein! Das Feuer des Eiferers, der im Gefühl der Verwahrlosung unseres Geschlechts die Sprache der Verzweiflung redet, ist ein heiliges Feuer, es ist ein verblichenes Siegel der Göttlichkeit unserer Natur und ein Schatten der himmlischen Weisheit.

Ach! im Toben des rasenden Sohnes höret der Vater schreckliche Wahrheit, und Fürsten neigen ihr Ohr zur Stimme des Aufruhrs, weil sie die Völker verwahrloset.

Mein Leben, an Herrn Hofrat Jung.

Autobiographisches Fragment, ganz von Pestalozzis Hand, auf einem Folioblatt, das ursprünglich zu geometrischen Zeichnungen gedient hatte. Hofrat Joh. Heinrich Jung-Stilling (1740—1817), der bekannte mystische Schriftsteller, besuchte auf seiner ersten Schweizerreise (Frühling 1801) Zürich, auf der zweiten (Herbst 1802) Burgdorf und das Pestalozzische Institut (Jung-Stillings Schriften, I 533, 566); das Fragment scheint vor dieser zweiten Reise geschrieben zu sein; ob eine Abschrift an den Adressaten gelangte, bleibt unsicher. Die Darstellung von Stillings Besuch bei Pestalozzi in Stillings Biographie macht den Eindruck, als seien dessen Hoffnungen, in Pestalozzi einen Geistesverwandten mystischer Richtung zu finden, ziemlich enttäuscht worden.

In des Kindes Brust schlug mein Herz schon:
 Das Volk ist elend — ich möcht ihm helfen.
 Unbärtig, ungeschickt und aller Hülfe entblösst
 Griff ich als Jüngling das Werk an,
 War in Armut und Elend Vater der Waisen,
 Fühlte, dass ich es sein konnte, lernte es zu sein
 (Vermochte nicht zu bleiben).
 War nichts andres,
 Konnte nicht andres sein
 Und vermocht's nicht es zu bleiben.
 O Gott, 30 volle Jahre war ich nichts
 Und vermochte nicht wieder zu werden,
 Was ich allein sein konnte,
 Was ich allein sein wollte.
 O Gott, 30 volle Jahre konnte ich
 Den Faden nicht wieder anknüpfen,
 Wo ich ihn gelassen — und lebte
 Das Leben des Wurms, den der Wanderer
 Unter seinen Füßen zertrittet,
 Ohne dass er es weiss —
 Meine Sinne schwanden —
 Mein zerrissenes Ich war nicht mehr
 Sich selbst gleich.
 O Jung! ich erlag — ich verlor mich selbst,
 Ich verlor mich ganz selbst,
 Nur nicht die Liebe —
 Ich verlor die Liebe nie.
 Wenn ich ein Kind auf meinen Schoss setzte,
 Und ihn's ansah,
 So vergass ich mein Elend,

Und die schwarze Verzweiflung
 Tobte nicht mehr in meinen Adern.
 Aber meine Kräfte schwanden,
 Und ich schien unrettbar verloren
 Für alles,
 Für mein Weib, für mein Kind,
 Für meine Zwecke;
 Ich schien unrettbar verloren
 Für alles.
 In dieser Nacht meines Seins (versunken),
 In diesem Tod meiner selbst
 Erschien mir wieder ein Strahl,
 — Ich könne wieder werden,
 Was ich allein sein konnte,
 Was ich sein wollte.
 Da trieb's mich, wie wenn mich
 Ein Himmlischer geiselt',
 Ich ward in meiner Schwachheit stark
 Und zeigte den Weg, den ich nicht kannte,
 Und lehrte, was ich verstand.
 Die Wage schnellte —
 Das Glück zweier Jahre
 Wog das Elend der 30 weit auf.
 Ich bin gerettet,
 Ich bin Vater der Waisen,
 Ich habe Kinder,
 Ich kann lieben, ich kann . . .
 Meine Liebe hat Spielraum,
 Jetzt wallet mein Herz wieder.
 Wenn Sie, Kenner der Menschen,
 In mir Freude noch spüren

— — — —
 — — — —

7.

Aus Pestalozzis Rede am 11. Dezember 1816.

Das Manuskript, ganz von Pestalozzis Hand, ist Bruchstück, ein Doppelfolioblatt.
 Auf der letzten Seite steht von Schmid's Hand: „Gebet von Pestalozzi 1816 am
 11. Dezembris. Am Gedächtnistag seiner Frau selig.“ Der Anfang scheint verloren
 zu sein, wenn er überhaupt geschrieben war.

Die Schrift ist oft fast unleserlich; Verschreibungen, Wiederholungen des schon Geschriebenen, oft bloss notizenhafte Andeutungen sind Zeichen des Alters, der Erregung und der Eile, in der Pestalozzi diese Rede auf die erste Wiederkehr des Todestages seiner Gattin niederschrieb, in einer Zeit, wo der Riss zwischen ihm und seinen ältern Mitarbeitern bereits unheilbar zu werden begann. Aber sie ist wahrlich mit Pestalozzis Herzblut geschrieben!

. . . „Rückerinnerungen. Sie hat mich in Armut und Verachtung, im ganzen Mangel der feinen Bildung, in der sie erzogen worden, geheiratet. Mein unbesonnener Glaube an andre Menschen hat mich unglücklich gemacht, hat mein und ihr Vermögen, meine und ihre Ehre in der Welt zu Grunde gerichtet, wir sanken in Armut und Elend; sie trug Armut und Elend mit mir mit Geduld und innerer Erhabenheit; mein Ziel . . . war . . . ihr Ziel. Sie gab in der Blüte ihr Vermögen bis auf ihr Geschmeid für meine Zwecke oder vielmehr für mich hin, denn sie sah, dass ich meiner Zwecke nicht Meister in allem meinem Tun nur immer tiefer ins Elend versinke. Dennoch hielt sie standhaft aus und freute sich jedes Schimmers von Hoffnung für mein Glück — sie hatte, sie kannte keine Ehre mehr für sich, nur meine Ehre war ihre Ehre, nur mein Glück war ihr Glück. Nur mein Elend, nur mein Scheitern machte sie elend — und wie erhob sie sich wieder, als in Stanz und Burgdorf mir eine neue Sonne des Lebens aufging! Der heiligste (Abglanz) dieser Sonne lag in ihrem Herzen; ich sah ihn leuchten, ich sah ihn brennen, wie im dunklen Gewölbe einer erhabenen Kirche, ein göttliches, ewiges Licht¹⁾

Sie trug die Irrtümer und Leiden ihrer Umgebung mit Standhaftigkeit und Ruh von Kindheit auf. Unbefriedigt vom häuslichen Leben und aufgereggt vom Gedanken²⁾
²⁾
 verlor sie jeden Genuss des häuslichen Lebens, um dessentwillen sie Vater, Mutter und Bruder verliess und mir anhing. Sie unterwarf sich dem Traume, der meinen Sohn ins Grab brachte, und war herzliche, innig liebende Mutter der Kinder, die ich von meinem Traum getrieben ihr zuführte und dem meinigen vorzog. Ihr erinnert Euch alle ihrer Liebe, und du Gottlieb! der Weisheit ihrer Liebe; sie

¹⁾ Notizenhafte Stelle: „ach im Lichte der Welt — ihre Thorheit unsrer Gelüsten — und wollen ihr Göttliches, Heiliges —“.

²⁾ Das Manuskript hat: „mich hinzugeben und aufzuopfern fürs Allgemeine und träumend und wieder austretend aus dem Kreis der Meinigen und der Menge (?).“ Die Ausführung des Gedankens wäre wol: dass ich mich wieder hingebe . . . und träume und austrete. . . .

sorgte für dich, als ich Dein weniger achtete als ich sollte. Gottlieb, gedenke ihrer heute, und ihr alle gedenket ihrer heute.

Vor allem (allem) aber muss ich deiner gedenken, treue Leidensgefährtin meines Lebens! mit Dank und mit Tränen des Herzens — Gott meinem Vater danke ich Dir für Dein mir geweihtes Leben — Du bist meiner willen in Deine Ruhe eingegangen — mein einziger Trost, meine einzige Freude ist, dass Du noch mit der Hoffnung, ich werde für das Ziel meines Lebens noch Hülfe und Handbietung finden, in Deine Ruh übergegangen; aber wie soll ich würdig danken für dein Leben
¹⁾

Selige Heilige, blicke auf mich herab von den Höhen, mein Trost und meine Hoffnung ist, die Fehler meines Lebens, die Dein Unglück waren, noch in mir selber auszulöschen, so viel ich (kann). Edle treue Seele, wie ein Hirsch nach frischem Wasser, also schreit meine Seele nach Dir. Ja, ich hoffe zu Dir zu kommen, ich hoffe bald zu kommen. Dieser Glauben, dass Du mir nah seiest und das Innere meines Herzens erkennst, wie Du auf Erden es kanntest, dieser Glauben erhebt mich²⁾ zum Hoffen, Deiner würdig zu leben bis an mein Grab; sei es ferne oder nah, ich will Deiner würdig leben bis an mein Grab. Gott gebe, dass ihr mich dahin begleitet, zu ihr, zu ihr mich begleitet, oder doch wenigstens noch lebt, wenn sie mich hinbringen zu ihr, zu ihr, nach der meine Seele (sich) sehnt. Gott erhalte euch alle! Meine Gedanken und mein Sehnen ist, dass ich unter Euch der erste sei, der ihr nachfolget. Bang war mir, als ich vor einigen Wochen einen meiner Zöglinge dem Tode nahe sah; ebenso bang war mir, als die vorige Woche eine Tochter des Hauses, eine dienende Magd, dem Tode nahe (war) — es erhob mein Herz, mein Herz, als sie beide wieder gerettet waren, Gottlob und Dank, dass sie wieder gerettet. Ich wünsche und hoffe der Erste von Euch allen zu sein, der von hinnen scheidet — sei sie aber nahe oder fern, die Stunde meines Scheidens, ich wünsche den Überrest meines Lebens dem hohen Herzen meiner verstorbenen Freundin würdig zu leben, ich wünsche meinem Ziel mit Weisheit, Ruhe und Kraft entgegen-

¹⁾ Das Manuskript hat: „ich Dir würdig für Dein Leben danken, ich soll (?) Dich nur in der Ewigkeit, ich sehe wie Du auch noch fort (?) als mit Beförderung Kinder, die ihr sie noch gekannt habt wie sollt ihr danken für die ihr noch gekannt habt, wie sollet ihr, wie könnt ihr — als mit Beförderung . . .“ Der ausgeführte Gedanke wäre wohl: der Dank Pestalozzis wie der Kinder solle in treuer Förderung seiner Lebensziele bestehen.

²⁾ Im Manuskript steht „nicht“.

zugehen, ich wünsche von Herzen, noch alles das zu tun und zu leisten, was in meiner Lage noch zu tun übrig — ich will die Schranken meiner Kräfte, meine Kräfte und meine Lage immer mehr erkennen, ich will in dieser Lage und in diesen Schranken noch tun, was mir möglich, aber auch mit keinem Finger mehr berühren, was ich zustande zu bringen nicht imstande bin. Noch ist viel, unermesslich viel zu tun innert dieser Schranken. Gott gebe mir Kräfte und Ruhe! Ach, das Alter vermag nicht(s) mehr ohne Ruhe und Frieden — ich vermag nichts mehr ohne Ruhe und Frieden; aber mit Ruhe und Frieden vermag ich etwas, ich vermag noch das, was ich bedarf, um befriedigt in meine Grube zu sinken. Kinder, Freunde, Brüder, schenket mir Ruhe und Frieden für meine letzte Stunden, schenket mir Ruh für Arbeiten, an die ich meine letzte Hand anlege — ich will wenig, ich will sehr wenig mehr auf Erden, aber doch alles, was ich noch selber zu leisten vermag; das übrige überlasse ich dann denen, die nach mir folgen, und will's Gott, meine Zwecke mit mehr Kraft, mit mehr Einsicht befördern werden, als ich es zu tun vermochte.

Gottes heiliger Geist und der Geist der edeln, der edeln Erhabenen, deren Angedenken wir heute feiern, stärke mich und uns alle, alle in den Entschlüssen, die wir so eben genommen, zur gemeinsamen Vereinigung unserer Kräfte, zum Wohl unsers Hauses und unserer Zwecke!



Grabschrift Pestalozzis auf dem Friedhofe zu Birr.

Heinrich Pestalozzi,

Geb. in Zürich am 12. Jänner 1746.

Gest. in Brugg am 17. Hornung 1827.

Retter der Armen auf Neuhof,

Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,

Zu Stanz Vater der Waisen,

Zu Burgdorf und Münchenbuchsee

Gründer der neuen Volksschule.

Zu Iferten Erzieher der Menschheit.

Mensch, Christ, Bürger.

Alles für Andere, für sich nichts.

Segen seinem Namen!